

Miniatur-Bibliothek.

D. R. G. M. 68598.

90

10 Pf.
12 h.

Aus dem Tagebuch
eines
Kriminal-Kommissars.



Leipzig
Verlag für Kunst und Wissenschaft.
Albert Otto Paul.

Miniatur-Bibliothek.

D. R.-G.-M. 68 598.

90.

10 Pf.

Aus dem Tagebuch
eines
Kriminal-Kommissars.



Leipzig
Verlag für Kunst und Wissenschaft
Albert Otto Paul

Einleitung.

Während meiner Studienzeit in Berlin verkehrte ich oft im Hause eines höheren Polizeibeamten, an den ich durch einen Verwandten empfohlen worden war. Besagter Herr, ein ehemaliger Offizier, stand damals in den besten Jahren und war eine prächtige Erscheinung: eine hohe Figur mit etwas Neigung zum Embonpoint, ein ausdrucksvoller Kopf mit kühn geschwungener Nase und in diesem Kopf ein Paar Augen, so hell und klar, wie das Wasser eines Alpensees und doch wieder so durchdringend, so faszinierend, daß jeder, der dem Polizeirat zum ersten Male gegenüber stand und ihn anschaute, nolens volens die Augen niederschlagen mußte. Der Polizeirat war sich der Macht seines durchdringenden Blickes wohl bewußt, und ohne einen Anflug von Eitelkeit gestand er mir, daß er sich in den meisten Fällen auf die Wirkung seines Blickes mehr verlassen könne, als etwa auf einen Revolver oder einen handfesten Stock.

„Glauben Sie mir, junger Freund,“ sagte er einmal zu mir, „wir Kriminalisten gleichen in dieser Beziehung einem Tierbändiger. Was hilft diesem seine bleigefüllte Knete, seine Eisenstange, sein Revolver — er ist doch ohnmächtig der Bestie gegenüber, wenn es zum Kampfe kommt, und allein die physische Gewalt entscheidet. Aber sein Blick, das ist die Waffe, auf die er sich verlassen kann, vor diesem hat die Bestie Respekt, dieser hemmt in den meisten Fällen den instinktiven Wutausbruch — und zitternd zieht sich das Tier zurück in die äußerste Ecke seines Käfigs.“

Ich wollte etwas erwidern, aber der Polizeirat war warm geworden und fuhr fort:

„Und wie es sich mit den Tieren verhält, welche der Löwenbändiger durch die Gewalt seines Blickes sich willfährig macht, so ergeht es uns Kriminalisten den Bestien aus der Klasse homo sapiens, den Verbrechern gegenüber. Was kein tagelanges Verhör, keine noch so geschickte Gedankenkombination zu erreichen vermag, das bewirkt oft ein scharfer Blick, der dem Verbrecher hineindringt in die geheimsten Falten der Seele und des Gewissens.“

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei, Herr Rat, aber: wer verfügt denn gleich immer über solch einen scharfen Blick, daß er, um mit dem Dichter zu sprechen, Steine erweichen und Menschen, wenn auch nicht rasend, so doch geständig machen könnte?“

„Ja, sehen Sie, das ist es ja eben. Nur wenige Kriminalisten sind sich der Macht der Augen voll bewußt, sie vertiefen sich lieber ins Aktenstudium oder in allerhand gewagte Kombinationen, anstatt daß sie, wie weiland Alexander in Cordes, mit einem einzigen Hiebe den Knoten lösen könnten, und sie bleiben deshalb auch ewig Stümper. Sie sind wohl tüchtige, gewissenhafte Beamte, welche die landläufigen Arbeiten mit peinlichster Sorgfalt erledigen, Kriminalisten aber, echte Kriminalisten werden sie niemals werden.“

Der Polizeirat ging nach diesen Worten an seinen Schreibtisch und entnahm demselben ein Buch, um das ein Gummiband geschlagen war. Ich hielt es für ein Notizbuch.

„Ein tüchtiger Kriminalist,“ fuhr der Polizeirat fort, indem er behutsam den Gummistreifen von dem Buche löste, „muß auch etwas von einem Maler an sich haben.“

von einem Portraitmaler, oder meinetwegen auch von einem Bildhauer — ich meine jene Fähigkeit, Personen, die er auch nur flüchtig sieht, seinem Gedächtnis genau einzuprägen, daß er sie wiederzuerkennen vermag, auch wenn sie ihm noch so verändert wieder unter die Augen treten, kurz, er muß ein gesundes Personengedächtnis haben.“

„Das erscheint mir allerdings einleuchtend, Herr Polizeirat, aber —“

„Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, junger Freund, ein gutes Personengedächtnis ist eine Eigenschaft, die nicht jeder mann besitzt, nicht wahr?“

Ich sumnte bei.

„Nun wohl, aber wer nur ein wenig Anlage dazu besitzt, kann dieselbe ausbilden, pflegen, vervollständigen bis zur höchsten Kunst. Sehen Sie, ein jeder Mensch, und sei es der allergewöhnlichste Duzendmensch, hat etwas an sich, das neben ihm kein anderer auf dem Erdenball besitzt, und dieses Individuelle, dieses spezifisch Eigentümliche ist es, welches der Kriminalist bei seinem Objekte auffassen und festhalten, ja in vielen Fällen erst mühsam entdecken muß.“

Der Polizeirat blies lächelnd den Dampf seiner Cigarre in die Höhe und fuhr dann fort:

„Ich sehe hierbei natürlich ganz von äußeren organischen Fehlern ab, die jedem, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, in die Augen fallen müssen; ein lahmes Bein, ein fehlendes Auge, ein halbes Ohr oder der Mangel von ein paar Fingern sind Fehler, die auch jedem Laien sofort auffallen, — die Kunst des Kriminalisten beginnt erst da, wo der Durchschnittsmensch achtlos vorübergeht. Ein jeder Mensch hat, wie ich Ihnen schon bemerkte, etwas Individuelles, Ureigentümliches an sich, welches er nicht zu verbergen vermag. Er kann es wohl, wenn er geschickt ist, eine Zeit lang verheimlichen — und es giebt Verbrecher, welche in dieser Kunst des Verheimlichens und Sichverstellens geradezu Meister sind —, aber schließlich hat doch selbst der geschickteste Simulant einen schwachen Augenblick, in dem er sich gehen läßt, in dem seine volle Individualität zum Durchbruch kommt, und dieser Augenblick ist es, den der Kriminalist abpassen muß, um zu seinem Ziele zu gelangen.“

„So! — lauben Sie wirklich, Herr Rat.“

daß man einen Menschen auch in der geschicktesten Verkleidung zu erkennen vermag?" warf ich ein.

"Unbedingt. Der Eine hat etwas ganz Eigentümliches im Gange, der Andere in der Sprache, ein Dritter macht, auch wenn er sich noch so sehr verstellt, von Zeit zu Zeit eine Kopf- oder Handbewegung, welche ihm, nur ihm allein eigen und stereotyp ist, kurz, ein Jeder ist in einem gewissen Augenblicke nur er selbst und kein Anderer."

"Sie eröffnen mir da eine weite Perspektive, Herr Rat."

"Wissen Sie, wo ich meine physiognomischen Studien, wenn wir diesen Ausdruck für mein Fach gelten lassen wollen, begonnen habe?"

"Nun?"

"Im Theater, lieber Freund, und ich kann Ihnen für Ihre spätere Praxis nur den Rat geben: versuchen Sie es einmal damit und geben Sie sich die Mühe, einen Schauspieler auf der Bühne in verschiedenen Rollen scharf zu beobachten. Sie werden bald das ihm spezifisch Eigene und Charakteristische herausgefunden haben, das sich trotz der gelungensten Masken immer wiederholt, eben jenes Individuelle,

welches schließlich doch einmal zum Durchbruch kommt!"

Diese Worte trafen zum Teil mit eigenen Beobachtungen, über die ich mir nur nicht recht klar geworden war, zusammen, und ich konnte meinem Gewährsmann nur beipflichten.

"Ich habe meine Studien nach dieser Richtung hin beim seligen Döring gemacht," fuhr der Beamte fort. "Der war doch gewiß ein Meister in der Kunst, Maske zu machen, dazu ein Meister der Sprache und ein Meister der Mimik, und doch, ob er nun einen Shakespear'schen König, einen Schiller'schen General, einen Lessing'schen Wachtmeister oder einen Benedix'schen Hausknecht darstellte und wenn die gewählte Maske eine noch so vortreffliche war — in jeder dieser Rollen hatte er Momente, in denen er, sich selbst unbewußt, doch eben nur der Mensch Theodor Döring und kein anderer war. Und so wie dieser gottbegnadete Schauspieler hat eben auch jeder andere Sterbliche ein Etwas an sich, das ihn von allen anderen Menschen unterscheidet, zum großen Segen für die Kriminalistik, welche sonst noch viel mehr im

Dunklen herumtappen würde, als es leider noch manchmal geschieht."

Der Polizeirat blätterte jetzt in dem Büchlein, das er bei Beginn unserer Unterhaltung zur Hand genommen hatte, und reichte es mir hin.

"Hier sehen Sie eine Miniatur-Ausgabe unseres Verbrecher-Albums, wie sie jeder Kriminal-Kommissar zum Handgebrauch besitzt; es sind das photographische Abzüge auf $\frac{1}{6}$ verkleinert, nach den Originalen im großen Album. Betrachten Sie einmal dieses Bild: Nicht wahr, ein schönes Frauenantlitz, von dem man zu sagen versucht wäre: "Dies Kind, kein Engel ist so rein" — und doch ist die Person, welche dies Bild darstellt, gar kein weibliches Wesen, sondern ein Friseurgehilfe, dem es lange Zeit hindurch beliebte, in kostbaren Damentoiletten mit großem Geschick sein Wesen, oder vielmehr sein Unwesen zu treiben. Endlich gelang es uns, seiner habhaft zu werden, er sitzt jetzt im Zuchthause und ist für längere Zeit kalt gestellt."

Ich betrachtete mit Interesse das Bild, das in der That eine pikante Schönheit darstellte, während der Polizeirat fortfuhr:

"Wer es im Verbrechertum überhaupt

zu etwas bringen will, der legt sich auf ein Spezialfach, das er oft mit bewunderungswürdiger Ausdauer kultiviert: das Dichterwort, daß erst in der Beschränkung sich der Meister zeige, findet unter den Verbrechern seine vollste Bestätigung. Wer sich keinem Spezialfach widmet, der bleibt in den Augen seiner, ich möchte sagen zumstümäßig eingeschworenen Genossen ein Stümper, den man von oben herab behandelt und den man niemals in's Vertrauen ziehen würde, wenn es sich einmal um einen großen Coup handelte."

"Und kennen Sie alle großen Verbrecher in Berlin?"

"Im allgemeinen ja. Unsere polizeilichen Apparate funktionieren so prompt, daß wir stets au fait sind; es kann wohl vorkommen, daß eine Zeit lang ein „Neuer“ unerkannt sein Wesen treibt, aber lange kann das nicht dauern, wir stehen ja auch mit den anderen Großstädten, in denen sich Verbrechercentren bilden, in Verbindung, wir unterhalten in den Verbrecherkreisen selbst gute Verbindungen, und dann müssen Sie bedenken, daß es in jenen Kreisen nicht ohne Kabalen abgeht, deren Kulaen

sehr oft anonyme Anzeigen, Verrätereien u. s. w. sind."

"Also auch in jenen Kreisen giebt es Verräter," warf ich ein, "während man doch meinen sollte, daß die gemeinsame Gefahr, die gemeinsame, stete Furcht vor dem Entdecktwerden die Verbrecher mit einem ganz besonders festen Kitt verbunden halten sollte."

"Weit gefehlt, lieber Freund! Zug und Trug, Geiz und Habsucht, Neid und wie diese niedrigen Eigenschaften sonst noch heißen mögen, herrschen auch in den Verbrecherkreisen. Aber uns kann das nur angenehm sein, denn ein nicht geringer Teil der Verbrecher kommt dadurch ans Tageslicht, daß ein Genosse den anderen „verpfeift" d. h. anzeigt. Und dann gebe ich Ihnen noch einen anderen Punkt zu erwägen: wie alle Menschen, so hat auch der Verbrecher ein Herz und ist für Amors Pfeile durchaus nicht unverwundbar; im Gegenteil, ich habe immer gefunden, daß bei den meisten Verbrechern, die in irgend einem Stadium der Bearbeitung durch meine Hände gingen, das weibliche Element ziemlich stark vertreten war."

„Das scheint mir allerdings, vom rein

menschtlichen Standpunkte aus betrachtet, erklärlich."

"Das Wort: *cherchez la femme* ist ein Kardinalwort für uns Kriminalisten, und haben wir bei einem Verbrechen erst die Spuren, die auf irgend welche weibliche Beteiligung hindeuten, und sei dieselbe auch noch so passiv gewesen, so ist uns der eigentliche Alp von der Brust genommen und wir können getrost behaupten, daß wir das Verbrechen schon halb entdeckt haben." —

Eine dienstliche Berrichtung zwang den Polizeirat jetzt, die Unterhaltung mit mir abzubrechen.

Aber es blieb diese Unterhaltung nicht die einzige, welche ich mit dem Polizeirat führte. Oft habe ich aus dem reichen Vorn seiner Erfahrungen schöpfen dürfen und manche gute Lehre daraus gezogen. Ich habe den Polizeirat öfters auf seinen kriminalistischen Zügen begleiten dürfen, habe Razzias mitgemacht, nächtliche Reisen durch sogenannte Verbrecherkeller und berüchtigte Tanzlokale, ja ich habe dabei sogar einmal fürchterliche Prügel bekommen — aber ich habe auch viel gelernt und namentlich eine hohe Achtung vor der aufrechten und

aufreibenden Thätigkeit eines Kriminalister gewonnen.

Was ich im besonderen mit meinen Freunde an den Verbrechern und im Verbrechertum studiert habe, davon sollen die nachfolgenden Skizzen ein Weniges berichten.

Sine Reise durch die Verbrecherkeller.

Eines Tages erhielt ich durch einen besonderen Boten folgenden Brief:

„Gehrter Herr! Herr Polizeirat G. hat mich beauftragt, Sie zu einer kleinen Reise durch unsere Verbrecherkeller einzuladen. Erwarten Sie mich gefälligst heute Abend 10 Uhr im Kurfürstenteller, Poststraße 5. Sie werden mich leicht daran erkennen, daß ich unmittelbar am Buffet sitze und die „Fliegenden Blätter“ in der Hand habe. Es wird gut sein, wenn Sie in möglichst abgetragener Garderobe erscheinen.

Mit vorzügl. Hochachtung
Kriminal-Kommissar St.“

Sine Reise durch die Berliner Verbrecherkeller! Das mußte interessant werden. Natürlich war ich pünktlich um 10 Uhr im Kurfürstenteller. Der Kriminal-Kommissar saß schon an Buffet mit den „Fliegenden“

in der Hand, aber ich hätte den sonst so eleganten Herrn kaum wiedererkannt. Ein alter Sommerüberzieher, abgetragene Beinkleider, ein schäbiger Hut und ein verber Knotenstock — das stimmte doch nicht mit dem sonst so patenten Auftreten des Kommissars zusammen. Auch das für gewöhnlich so sorgfältig gescheitelte Haar, das den früheren Offizier sofort erkennen ließ, war in Unordnung, und der mächtige Schnurrbart hing melancholisch an den Mundwinkeln herab.

Der Kommissar bemerkte mein Erstaunen und sagte:

„Sie sehen mich heute etwas verändert, Verehrtester, aber das ist ein Vorteil für unser heutiges Vorhaben. Mir liegt daran, daß wir dort, wohin wir uns begeben, nicht allzu schnell erkannt werden. Die Leute werden mißtrauisch und geben sich nicht so, wie ich dieselben Ihnen gern zeigen möchte. Wir unternehmen unsere kleine Reise übrigens ganz privatim, Herr Polizeirat G. hat mich gebeten, Ihnen einmal die Berliner Verbrecherkeller zu zeigen, und nur wenn ich zufällig meinen alten Freund, den stolzen „Jostav“ treffen sollte, habe ich ein kleines amtliches Wörtlein

mit demselben zu sprechen. Es freut mich, daß auch Sie Ihre Garderobe entsprechend gewählt haben.“

Wir brachen in der Richtung nach der Neuen Königstraße auf. Unterwegs instruierte mich der Kommissar ein wenig über die Berliner Verbrecherkeller.

„Der Laie denkt bei dem Namen „Verbrecherkeller“ gewöhnlich an Mord und Todschlag und malt sich ein solches Lokal in den schwärzesten Farben aus. Das ist nicht richtig, denn wenn auch in den sogenannten Verbrecherkellern fast nur Verbrecher und solche, die es werden wollen, verkehren, so passiert doch in diesen Lokalen selbst äußerst selten etwas, das der Polizei Anlaß zum Einschreiten geben könnte. Der allgemeine Zug nach Geselligkeit verleugnet sich auch im Verbrecher nicht, ja dieselben zeigen sogar einen großen Trieb, zusammenzukommen, nicht nur, um geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen, sondern auch, um nach des Tages Last und Mühen — was man natürlich so Mühen nennen kann — in traulichem Zwiegespräch auszuruhen. Berlin besitzt etwa fünfzig Verbrecherkeller, das sind aber nicht nur Keller, sondern überhaupt Restaurants untergeord-

neten Ranges, in denen fast ausschließlich Verbrecher verkehren. Ja in den einzelnen Lokalen verkehren immer nur Verbrecher ganz bestimmter Kategorien, und Sie werden z. B. in einem Lokale, das von Taschendieben frequentiert wird, selten einen „Schweren Jungen“, d. h. einen Verbrecher antreffen.“

„Und duldet denn die Polizei solche Lokale?“ fragte ich den Kommissar.

„Die Polizei hat allen Grund, diese Lokale gewissermaßen zu konservieren, wenn es in denselben nicht zu toll getrieben wird. Sie werden das sofort begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß sich die Verbrecher viel besser observieren lassen, wenn man weiß, an welchen Orten sie verkehren. Sie lassen sich, wenn es sich um schleunige Verhaftungen und Vernehmungen handelt, viel besser und schneller auffinden, und wenn vielleicht auch in diesen Lokalen vieles geplant und besprochen wird, was gegen Ordnung und Geseze gerichtet ist, so kann die Polizei das nicht verhindern; das kann ja auch in jedem unverdächtigen Lokale oder gar auf der Straße verabredet werden.“

Wir bogen in die Neue Königstraße ein.

„Hier im Nordosten und im Osten Ver-

bins befinden sich die meisten Verbrecherlokale“, erklärte mir der Kommissar weiter, „es ist eigentlich merkwürdig, daß sich dieselben so nahe um das Polizei-Präsidium herum konzentrieren. Doch kommen Sie, wir sind zur Stelle, wir gehen zum alten Löw auf die Börse.“

Eine blaue Laterne über der Hausthür zeigte uns den Weg. Durch den kurzen Hausflur traten wir in den Hof, an dessen rechter Seite rot verhangene, mäßig erhellte Fenster, aus denen uns Gläserklang entgeschallte, in das „Restaurationslokal von Nathan Löw“, wie über dem niedrigen Eingang zu lesen stand, lockten.

Wir traten ein und hatten zunächst Mühe, uns in dem mit Tabaksqualm angefüllten Raum zurechtzufinden. An vier langen Tischen saßen auf Holzbänken die verschiedensten Gestalten, alte und junge, betrunkene und nüchterne, wie sie der Zufall hier zusammengewürfelt hatte. Rechts vom Eingang befand sich das Buffet, hinter welchem mit aufgestreiften Hemdsärmeln, eine hohe seidene Ballonmütze auf dem kahlen Schädel, Nathan Löw seines Amtes waltete. Auf dem Buffet standen die Delikatessen, welche genau den Bedürfnissen

der Gesellschaft angepaßt waren: Unter einer großen Glasglocke ein abgetrockneter Schinkenknochen, daneben, ebenfalls durch eine Glasglocke geschützt, die üblichen Berliner Sechserkäse, weiter eine Schüssel mit Rostmöpsen und daneben eine Büchse von zweifelhafter Reinlichkeit mit melancholisch dreinschauenden Sardinen. In den Regalen des Buffets stand eine wohlaffortierte Reihe von dickbauchigen Schnapsflaschen, und an besonders auffälliger Stelle hing ein Plakat, das an lapidarer Kürze nichts zu wünschen übrig ließ: „Speisen und Getränke sind sofort bei Empfang zu bezahlen.“

Wir nehmen an einem kleinen Tischchen neben dem Buffet Platz, und Nathan Löw, der den Kommissar sofort erkannt hat, bringt uns auf Bestellung eine große Weiße nebst obligatem Rummel.

„Sagen Sie nicht, daß ich hier bin, Löw, ich habe heute keinen Dienst, sondern will diesem Herrn nur einmal Ihr berühmtes Lokal zeigen.“

„Große Ehre für mich,“ antwortet Löw und kühlt ein wenig die Mütze.

„Nun, Löw, wie geht's Geschäft?“

„Als es gehen soll, geehrter Herr (Löw

nennt aus alter Erfahrung keinen Namen oder Titel), man schlägt sich so durch bei den schlechten Zeiten.“

Der Kommissar muß lachen. „Ich dachte, Sie hätten sich nicht zu beklagen, Ihr Geschäft blüht doch immer. — Übrigens, Löw, ist in den letzten Tagen vielleicht einmal der stolze Justav hier gewesen?“

„Schon lange nicht, geehrter Herr, Justav geht jetzt nicht mehr auf die „Fahrt“ (betteln), da hat er auch nichts zu „verklündigen“ (verkaufen) und kommt nicht mehr her; vielleicht ist er auch irgendwo „verschütt“ gegangen (verhaftet worden).“ —

Während wir gemächlich unser Weißbier trinken, erklärt mir der Kommissar, weshalb das Lokal von Nathan Löw „die Börse“ heißt.

Hier kommen Pennbrüder und wohl auch kleine Diebe zusammen, um Handelsaustausch zu treiben. Hier wird alles verkauft und vertauscht, was im Laufe des Tages zusammengefochten ist: Alte Stiefel, Hosen, Westen, Röcke, Hemden, Kragen, Schlipse u. s. w. Auch kleine Händler finden sich ein, welche hier namentlich abgetragene Kleidungsstücke für ein Geringes

erwerben und dieselben dann auf Bauten, auf den vielen Schifferkähnen und in den Sandgruben um Berlin herum wieder weiter verkaufen. Haben die Pennbrüder ihre Tagesbeute verkauft oder vertauscht, dann haben sie nur noch den Wunsch, auszuruhen und möglichst viel Schnaps zu trinken. Sorgen kennen diese Leute nicht. Sie dürfen übrigens nicht glauben, daß hier wenig verzehrt wird. Nathan Löw ist durch dieses Geschäft mehrfacher Hausbesitzer geworden; er ist übrigens ein anständiger Kerl und hält auf Ordnung. Doch kommen Sie, wir wollen weiter gehen.“

Nathan Löw begleitet uns höflich bis zur Thür.

Der Kommissar sah nach der Uhr.

„Es ist jetzt halb zwölf Uhr, wir kommen gerade zur rechten Zeit zu Vater Köhlern.“

Das Lokal von Köhlern lag in der Gollnowstraße und war ein wirkliches Kellerlokal, zu dem fünf Stufen hinabführten.

Als wir eintraten, waren etwa zwanzig Personen darin, auch das weibliche Geschlecht war durch drei ziemlich verwitterte Exemplare vertreten.

Der Kommissar wurde natürlich sofort erkannt, und sogleich nach unserem Erscheinen legte sich eine dumpfe Schwüle über die ganze Gesellschaft; wir merkten, daß wir scharf beobachtet wurden.

Aber als man hörte, daß wir mit dem Wirt ein gleichgültiges Gespräch führten, hob sich bald die Stimmung, die beiden Billardspieler, welche ein lebensmüdes Billard malträtirten, setzten ihr Spiel, das sie bei unserem Eintritt unterbrochen hatten, fort, und bald war die Unterhaltung an allen Tischen wieder in vollem Gange.

Da wir etwas isoliert saßen, konnte mir der Kommissar Näheres über das Lokal und seine Gäste mitteilen.

„Hier bei Vater Köhlern sind wir mitten im blühendsten Verbrechen. Nach meiner oberflächlichen Schätzung repräsentieren die zwanzig Gäste, welche Sie hier sehen, etwa hundertundfünfzig Jahre Zuchthaus oder Gefängnis, die sie verbüßt haben. Der Wirt selbst ist übrigens auch mit darunter verstanden, er war vor langen Jahren ein bekannter „Schärfenspieler“ (Hehler), aber er hat sich noch rechtzeitig vom „Geschäft“ zurückgezogen und leistet

uns jetzt anerkennenswerte Dienste. Sehen Sie dort drüben am runden Tisch den alten Herrn mit dem schönen Vollbart?"

"Gewiß, und ich muß Ihnen bekennen, daß er auf mich einen recht vertrauenswürdigsten Eindruck macht."

"Glaub's wohl", antwortet der Kommissar mit einem wohlgefälligen Lächeln, "es ist auch einer unserer vertrauenswürdigsten Einbrecher, der nur "feinste Arbeit" liefert. Wir können ihn ja einmal zu einem Glas Bier einladen, wenn Sie der Mann interessiert."

Und der Kommissar winkt den alten Weißbart heran.

Dieser erhebt sich und nimmt bescheiden an unserem Tische Platz.

Kommissar St. bestellt ein Bährisch und begrüßt seinen Gast.

"Trinken Sie ein Glas mit uns, Möller, wir haben uns lange nicht gesehen. Wann haben Sie denn die "Sonne" (Buchthaus Sonnenburg) verlassen?"

"Morgen werden's acht Monate, Herr Kommissar. Aber ich habe jetzt die Nase voll, ich mache jetzt nich mehr mit. Bedenke Se't man, Herr Kommissar, ich werde nächstens 69 Jahre und habe im Janzen

zweiundzwanzig Jemmen (Jahre) "Knast" (Strafe) weggemacht -- det jeniügt!"

"Man sollte es meinen, Möller. Wovon ernähren Sie sich jetzt?"

Der Alte lächelt verschmigt, indem er antwortet; "Ich habe mir 'ne Kleinigkeit erspart und handle jetzt mit Irünfram."

"Na dann viel Glück im neuen Geschäft, Möller. Ich dachte auch, daß Sie die Nase voll haben müßten."

Und als besinne er sich plötzlich auf etwas, fragt noch der Kommissar:

"Sagen Sie mal, Möller, Sie kennen doch auch den stolzen Justav. Wo steckt denn der jetzt?"

Der alte Verbrecher zögert ein wenig mit der Antwort.

"Hat der wieder wat auszefressen, Herr Kommissar?"

"Nein, Möller, diesmal nicht, aber ich möchte ihn gern wegen einer Adresse sprechen."

"Dann gehen Se man in't Millionär-café, da wird er um diese Zeit sicher anzutreffen sein."

Wir zahlen für Möller noch ein paar Glas Bier und brechen auf, von allen Seiten herzlich begrüßt.

Auf dem Wege teilt mir der Kommissar mit, daß das sogenannte Millionärcafé eine berühmte Kaffeelappe ist, in welcher fast nur Zuhälter und Dirnen verkehren.

„Weshalb suchen Sie denn den stolzen Justav, Herr Kommissar?“ fragte ich, da die zweimalige Nachfrage nach demselben mich etwas neugierig gemacht hatte.

„Eine sonderbare Sache. Am vergangenen Sonntag ist einem Gutsbesitzer auf dem Stettiner Bahnhof Uhr und Kette gestohlen worden. Der Bestohlene kann den Diebstahl wohl verschmerzen, aber an der Kette hing ein Siegelring mit einem Karneol, in welchem das Familienwappen eingeschnitten war, und dieses alte Erbstück möchte der Verlustträger gern wieder haben.“

„Haben Sie keinen Anhaltspunkt dafür, wer der Dieb gewesen sein mag?“, fragte ich.

„Einen ganz geringen: Als der Diebstahl geschah, ist die sogenannte „Dampfwalze“, eine bekannte Taschendiebin, auf dem Bahnhof gesehen worden. Eine Haus-suchung bei derselben hat natürlich nichts ergeben, aber ich hoffe noch immer, daß der „stolze Justav“ mir behülflich sein kann, um wenigstens zu dem Stein zu kommen.

Er hat nämlich früher ein Verhältnis mit jener Taschendiebin gehabt, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß er auch jetzt noch einen gewissen Einfluß auf sie ausübt. Sie glauben nicht, wie unterwürfig solch ein Mädchen gegen ihren Liebhaber ist.“

Als wir die Kaffeelappe in der Glässerstraße betraten, sah wirklich, wie Kommissar St. sofort beim Eintritt erkannte, der Gesuchte mit mehreren Frauenspersonen an einem Tische.

Der Kommissar grüßte freundlich und winkte einen Mann, der mit etwas auffälliger Eleganz gekleidet war, zu sich heran; es war der stolze „Justav“.

„Merker, ich habe eine Bitte an Sie; ich brauche wohl nicht viel Worte zu machen, Sie werden mich sogleich verstehen. Auf dem Stettiner Bahnhof ist ein Ring gestohlen worden, dessen Stein nur für den Besitzer Wert hat. Die „Dampfwalze“ war damals auch auf dem Bahnhofe. Wissen Sie etwas davon?“

„Keine Ahnung, Herr Kommissar, ich verkehre mit der Dampfwalze nicht mehr.“

„Aber Sie können doch mal hordchen, Merker, vielleicht bringen Sie doch was heraus. Es soll niemand dabei „verschütt“

gehen, mir liegt nur daran, den Stein wieder zu bekommen."

"Sie wissen ja, Herr Kommissar, daß ich Ihnen gern gefällig bin, denn Sie haben mich „oben“ (auf dem Polizeipräsidium) immer anständig behandelt, aber ich versichere Ihnen, daß ich von der Sache nichts weiß. Sollte ich aber was erfahren, dann gebe ich Ihnen Nachricht. Sie wohnen doch noch in der Luckauerstraße?"

Der Kommissar bestätigte dies, und bald darauf verließen wir das Lokal, um die erste unserer nächtlichen Reisen zu beschließen.

Als ich an einem der nächsten Abende die Friedrichstraße herunterging, kam mir Kommissar St. entgegen.

"Ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen," rief er mir schon von Weitem entgegen, „gestern ist in einem verschlossenen Koubert der gestohlene Carneol von einem Dienstmann in meiner Wohnung abgegeben worden. Ja, ja, Merker ist ein anständiger Kerl, auf den ich mich verlassen kann!"

"Das habe ich wirklich nicht erwartet; aber es freut mich, daß es Ihnen gelungen ist, den Stein so schnell zu bekommen. Haben Sie heute vielleicht einen ähnlichen Auftrag? Denn wie ich sehe, haben Sie Ihrem Außern heute wieder einen andern Anstrich, oder besser gesagt einen andern Anspatz gegeben. Die schiefe Schulter habe ich an Ihnen früher doch nie bemerkt."

Der Kommissar lächelte: "Sie haben recht; die schiefe Schulter ist neu. Im übrigen habe ich nichts an meinem Außern geändert; das ist aber auch heute nicht nötig. Ich habe mir vorgenommen, heute Abend das Belle-Alliance-Theater zu besuchen, ohne besondern Auftrag; wenn Sie sonst weiter nichts vorhaben, so würde ich mich freuen, wenn Sie mir heute Abend Gesellschaft leisteten."

"Ich habe heute Abend durchaus keine Verpflichtung und bin Ihnen sehr dankbar für Ihre liebenswürdige Einladung."

"Nun, dann kommen Sie!"

Wir schritten plaudernd die Friedrichstraße hinunter, hatten die Leipzigerstraße überschritten und waren bis zur Kochstraße gekommen, als mein Begleiter plötzlich in

seiner Erzählung stockte und stehen blieb, mich am Arm faßte und sagte:

„Ich bitte Sie, warten wir einen Augenblick an dieser Ecke; ich möchte hier einige Straßenbahnwagen vorbeifahren lassen. Ich bin zwar, wie ich Ihnen schon gesagt habe, heute Abend gewissermaßen nur „Privatmann“, aber — man kann nicht wissen — wir versäumen ja auch nichts, wenn wir erst etwas später nach dem Theater kommen.

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Kom —“.

„Bitte keinen Titel und keinen Namen,“ unterbrach mich mein Begleiter schnell in höflichem Tone.

„Ich bitte um Verzeihung; als Neuling vergißt man gar zu leicht, daß nomina sunt odiosa.“

Wir waren beide zur Seite getreten und ließen mit gleichgültiger Miene die Menge an uns vorbeigehen. Ich gab mir Mühe meiner Vorstenland, die am Verlöbten war, neues Leben einzuhauchen — denn es begegnet mir in der Regel, daß ich bei interessanter Unterhaltung das Rauchen vergesse — als ich jemand neben mir meinen Begleiter um Feuer bitten hörte:

„Darf ich Sie um etwas Feuer bitten?“

Es war ein mittelgroßer junger Mann, äußerst schick nach der neuesten Mode gekleidet, mit fast mädchenhaften Gesichtszügen, der bei seiner Bitte höflich den Hut gelüftet hatte.

Mein Begleiter bot dem jungen Stutzer seine brennende Zigarre. Dieser nahm sie dankend mit der Linken, und während er sich anwickelte, eine frische Zigarette an dem gebotenen Feuer anzuzünden, griff der Kommissar schnell nach dessen Rechten, die einen sogenannten „Totschläger“ hielt und rief ihm zu: „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet, Berta Schröter!“

Doch kaum waren diese Worte dem Gehege seiner Zähne entflohen, da flog ihm, von zarter, aber kräftiger Hand geschleudert, seine brennende Zigarre ins Gesicht, sodaß ein Feuerregen ringsumher sprühte. Zugleich arbeitete der Häftling mit Armen und Füßen und suchte sich loszureißen.

Doch der Kommissar hielt fest, und als ich ihm, endlich frei von dem Banne des Erstaunens und Erschreckens, zur Hilfe kam, beruhigte sich die streitbare Jungfrau schnell und erklärte in jovialem Tone:

„Machen Sie kein Uffsehn, Herr Wacht-

meester, ich sehe mit, da Sie mir doch nur einmal erwischt haben."

Artig schritt sie zwischen uns beiden zur nächsten Polizeiwache.

Ich wartete draußen, bis die Formalitäten der Ablieferung erledigt waren, und war gespannt auf des Rätsels Lösung. Soviel hatte ich unterwegs gemerkt, daß die mit Berta Schröter Angeredete in Wahrheit ein weibliches Wesen war, das Männerkleider angezogen hatte; auch das hatte ich gesehen, daß diese unternehmungslustige Schöne ganz angenehm und interessante Gesichtszüge besaß, die sicherlich das Herz manches jungen Mannes rascher schlagen ließen.

Nach kurzer Zeit erschien der Kommissar wieder, rieb sich vergnügt die Hände und sagt in freudigem Tone:

"Mir hat es fast geahnt, daß wir dort an jener Ecke nicht umsonst warten würden; allerdings habe ich mir nicht träumen lassen, daß mir ein so eifrig gesuchtes Wild in die Arme laufen würde."

"Das war doch ein Weib?" fragte ich neugierig.

"Ganz richtig," war die ruhige Antwort. "Und was für ein Weib! Ein

wahres Teufelsweib! Wirft mir mit einer Geistesgegenwart ohnegleichen die brennende Zigarre in die Augen, daß mir Sehen und Hören verging und beinahe wären mir die dreihundert Emmchen vor der Nase vorbeigesflogen."

"Wieso dreihundert Emmchen?"

"Nun, dreihundert Mark Belohnung erhält derjenige, der diese Ausreißerin wiederbringt."

"So! dann gratuliere ich."

Wir schüttelten uns die Hände, und ich fuhr fort: "Ich hätte dem „zarten Jüngling“ garnicht solche Energie und Kraft zugetraut."

"Zarter Jüngling, sagen Sie! Nun die „Magnet-Berta," wie sie unter ihresgleichen heißt, hat uns im vergangenen Jahre mehr zu schaffen gemacht als mancher „schwere Junge". Acht schwere Einbrüche hat sie auf ihrem Gewissen, und diese hat sie mit einer Vermogenheit und Tollkühnheit ausgeführt, die dem „schwersten Jungen" alle Ehre gemacht hätten. Ihr „Bräutigam" in Gänsefüßchen und Genosse bei den Einbrüchen war der „Schlosser-Ede", den wir jetzt auch in Nummer Sicher haben. Es hat uns manche schlaflose Nacht gekostet, bis wir das Pärchen

erwischt hatten; sie erhielten beide ein paar Jahr aufgeschloß. Vor etwa 4 Wochen ist die „Magnet-Berta“, als sie nach Stendal transportiert wurde, wo sie auch noch Verschiedenes auf dem Korbholz hatte, ihrem Transporteur kurz vor Rathenow aus dem Eisenbahnzuge in voller Fahrt entwischt, ohne daß man sie bei sofortiger Verfolgung wieder ergreifen konnte. Wir hatten keine Ahnung, daß sie sich wieder in Berlin aufhielt; jedenfalls kann sie erst kurze Zeit hier sein, und noch keiner ihrer früheren Bekannten wird sie gesehen haben. Die dreihundert Gmichen hätten doch wohl schon sicher diesen oder jenen verleitet, zu „pfeifen“.

„Haben Sie die Magnet-Berta sofort erkannt?“

„Sofort nicht! Als der junge Mann an mich herantrat, sagte ich mir, hier ist etwas nicht ganz in Ordnung, den mußt du überhaupt kennen; als er mich dann um Feuer bat, wußte ich sofort, daß ich die Magnet-Berta vor mir hatte.“

„Ob die Magnet-Berta Sie nicht erkannt hat?“

„Sicherlich nicht; denn so wagehalbig sind die gesuchten Verbrecher doch nicht, daß sie den Versuch machen und es darauf

ankommen lassen, ob sie in ihrer Verkleidung erkannt werden. Die Magnet-Berta hat mich nicht als Kriminalbeamten erkannt; Sie sehen also, daß meine Verkleidung im allgemeinen die Probe auf das Exempel bestanden hat.

„Schade um das Mädel; sie hat ganz hübsche Gesichtszüge und macht auch einen ganz netten Eindruck. Dabei hat mir ihre Energie, mit der sie Ihnen zu Leibe ging, ganz gewaltig imponiert. Was hätte nicht aus ihr werden können, wenn sie auf geradem Wege geblieben wäre!“

Da der Kommissar schwieg, so war auch ich still, und wir schritten stumm neben einander her, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Wir kamen zum Belle-Alliance-Platz.

„Wenn es Ihnen recht ist,“ unterbrach mein Begleiter unser Stillschweigen, „so geben wir unsern Plan auf und trinken lieber ein Glas Bier bei A., denn mir ist die Lust vergangen, heute Abend ein Theater zu besuchen.“

Ich war mit Freuden einverstanden; besaß doch der Kommissar einen reichen Schatz an interessanten Erlebnissen, aus dem er gern mitteilte.

Der neue Herr.

In der „Destillation und Frühstückstube zum Telephon-August“ weit draußen in der Ackerstraße herrschte immer musterhafte Ordnung.

„Bei mir könn'n Se von de Dielen essen“, pflegte stolz die rundliche Wirtin, Frau Wilhelmine Schulze, von den Stammgästen auch wohl kurz „Mine“ genannt, zu sagen. Trotzdem aßen die Gäste, Handwerker, Straßenarbeiter, Droschkentutscher, Dienstmänner und kleine Kommiss, von den sauberen Tischen, die mit Wachseleinwand bedeckt waren.

Frau Wilhelmine hielt auch sonst auf Ordnung in ihrem Lokale, schon aus Rücksicht auf ihren Witwenstand, nachdem ihr „August“ das Zeitliche gesegnet hatte. Der war früher jahrelang Telephonarbeiter gewesen, hatte aber einen unglücklichen Fall gethan und sich dann mit einem gebrochenen, nicht ganz normal geheilten Bein in das weniger hals- respektive beinbrecherische Destillationsgeschäft zurückgezogen, assistiert

von seiner Mine, die in seinen Augen ein Suwel war.

Und Frau Mine war wirklich ein Suwel, denn sie gehörte zu den seltenen weiblichen Wesen, die nicht viel Worte machen, dafür aber tüchtig zugreifen und arbeiten.

Das Geschäft ging gut, da beide Eheleute, wie man sagt, auf dem Damme waren, und Telephon-August war auf dem besten Wege, die übliche Karriere vom Budiker bis zum „fünfetägigen Hausbesitzer“ zu machen, als — das Unglück passierte.

Frau Mine wurde darüber einmal von dem netten Monteur Weigel, der „drüben“ in einer Fabrik arbeitete und seit einiger Zeit Mittags- und Abendgast im Telephon-August war, interpelliert.

„Ich sage Ihnen, Herr Weigel, eene Seele von Mensch war mein August. Jewachsen wie 'ne Sitzsäule und so jut! Wenn der een'n mit'n Zeigefinger an de Rippe tippte, war se ooch schon gebrochen. Und thätig in't Geschäft von früh bis spät. Dreißig Glas Bier hat er'n Dag ieber jetrunkn. Genmal hat er eenunddreißig jedrunken, hums, Schlaganfall, weg war er — seh'n Se, der Mensch soll nie über

een gewisses Maas herausgehen. Noch een Pakenhof, Herr Weigel?"

Herr Weigel nickte gerührt und sah der drallen Wirtin nach, die mit ihren fünf- unddreißig Jahren keineswegs den Eindruck machte, als wolle sie den Rest ihres Lebens in Sack und Asche vertrauern.

Otto, der Bursche für Alles, der im Keller die Schnäpse „versorgte“, die Messer putzte und das Bier anstach, wenn es not that, aber auch die Gäste bedienen half, konnte sich nicht genug darüber wundern, daß Frau Mine, die doch sonst so stolz war, sich dazu herabließ, mit Herrn Weigel eine Unterhaltung zu führen. Auch glaubte er zu bemerken, daß die Mittagsportionen, die der Monteur erhielt, immer etwas reichlicher bemessen waren, als die der anderen Gäste.

„Nun“, kalkulierte Otto, der sozusagen ein Politikus war, „er ist ja'n ganz hübscher Kerl, Draht verdient er doch als Monteur, wenn der sich als „neuer Herr“ hier rinfest, fällt er irade in't jemachte Bett“.

Besagter Monteur that Frau Mine gegenüber allerdings noch immer etwas zurückhaltend, aber er lobte ihr gutes Essen, und Sonntags hatte er ihr sogar ein

Beichensträußchen gebracht, das mit züchtigem Augensenken huldvollst angenommen wurde.

Monteur Weigel saß gewöhnlich in dem an den Destillationsraum grenzenden und mit diesem durch eine stets offene Thür verbundenen Gastzimmer, in dessen Mitte ein ziemlich großes, etwas altmodisches Billard stand. Vom Gastzimmer aus führten zwei Thüren auf den ziemlich geräumigen Korridor, an dessen dem Gastzimmer gegenüber liegender Seite die Küche, das Schlafzimmer der Wirtin und noch zwei Räume für das Dienstpersonal, Otto und das Küchenmädchen, lagen. Am Ende des Korridors führte eine Thüre in den geräumigen Hof.

Nun gab es, entsprechend der Länge des Korridors, in der Verlängerung des Gastzimmers mindestens noch einen großen Raum, und Otto erklärte Herrn Weigel, der beiläufig einmal darnach fragte, daß dort die „gute Stube“ der Wirtin gelegen sei.

Wunderbar stieß es aber Herrn Weigel auf, daß an gewissen Abenden eine Menge sehr anständig gekleidete Leute kamen, die durch die Destillation und das einzige Gastzimmer auf den Korridor ainaen und dann

unsichtbar blieben, als hätte sie die Erde verschlungen.

Sie konnten aber nicht weit sein, denn der Monteur merkte wohl, daß Otto an solchen Abenden ansehnliche Mengen Bier nach dem Korridor schaffte, ja einmal, als er vom Hofe kam, überzeugte ihn ein Blick in die Küche, daß Otto Weingläser polierte und daß mehrere Flaschen „Rotspohn“ auf dem Küchentisch standen.

Auffallend war es Herrn Weigel ferner, daß Otto, wenn er mit seinen Arbeiten fertig war, an den eigentümlichen Besuchsabenden immer auf dem Korridor neben dem Gashahn saß, das Messerputzbrett in der Hand und, sobald jemand aus dem Gastzimmer auf den Korridor hinaus trat, anscheinend stark mit Messerputzen beschäftigt.

An einem Sonntag Nachmittag, als Herr Weigel etwas früher als gewöhnlich erschienen war und sich mangels anderer Gäste damit unterhielt, die Billardbälle aneinanderzustoßen, interpellierte er Otto, der die Wirtin, „die mal 'nen Besuch machte“, vertrat, wegen der feinen Leute, die immer so plötzlich, wie weggeblasen verschwanden.

„Se meenen de Herren, die manchmals Abends kommen und denn in unsre jute Stube jehen, Herr Weigel? Det sind Mitglieber eenes Wohlthätigkeitsvereins, lauter Bürger aus de Nachbarschaft, die kenn'n ihre Sitzungen doch nicht hier bei't Billardspielen abhalten“.

Der Monteur mußte ob dieser Antwort Otto's wohl etwas verwundert dreingeschaut haben, denn Otto fühlte sich veranlaßt, seinen vorigen Worten noch einen besonderen Nachdruck zu geben:

„'S is alles so, wie ic Ihnen jesagt habe, Herr Weigel, et sind lauter anständige, noble Leute“.

Der Monteur zog seine Cigarrentasche hervor und reichte sie Otto hin.

„Hier Otto, nehmen Se mal 'n Sonntagsstengel, jute Sorte, acht Pfennig! Und nu werd' ic Ihnen mal was im Vertrauen sagen: Wenn bei mir 'ne Maschine mal nicht loofen will, denn werd' ic unruhig, und baktle so lange an ihr herum, bis ic den Fehler jefunden habe. Und wenn Sie, Otto, mir hier Fisematenten vorjraulen wollen, denn werd' ic doch unruhig! Drum will ic Ihnen wat sagen: Der Wohlthätigkeitsverein is Mumbis —

Spieler sind's, die sich hier gegenseitig det Geld abnehmen."

Otto zuckte zusammen und schlug die Augen nieder. Er kämpfte einen schweren Kampf. Sollte er leugnen, angesichts dieser festen Worte Weigels? Sollte er alles gestehen und seine schöne Stelle verlieren und die schönen Trinkgelder, welche ihm vom „Wohlthätigkeitsverein“ in reichem Maße zufließen? Durfte er dem Monteur trauen? Aber der hatte doch heute so vertraulich mit ihm gesprochen, hatte ihm eine Cigarre gegeben — und überdies, er würde ja wohl über kurz oder lang hier als „neuer Herr“ einziehen und dann „mitten mang in't Beschäft sind."

Also fakte er sich ein Herz und sagte: „Nu ja, Herr Weigel, et wird ab und zu 'n bißken Meine-Deine bei uns gespielt. Det is noch von'n selsen Herrn her. Lauter Bekannte von ihm, Bäcker- und Schlächtermeester und Hausbesitzer aus de Nachbarschaft, die hier ab und zu 'n kleenet Jöchen machen. Ibrijens geht et ganz unschuldig her, die Herren haben's ja dazu, un fremde Personen dürfen nich mang. Aber wenn Sie mal Lust haben, 'n Thälerken zu ie-

winnen oder zu verlieren — ich werde Sie einführen."

Und Herr Weigel ließ sich einführen, und Frau Mine, die wohl mit Otto'n Rücksprache gehalten hatte, freute sich im Stillen darüber, daß der nette Herr Weigel nun auch „'n bißken Zeitvertreib“ hatte. Da er, wie Otto ihr heimlich berichtete, sich nur mit ganz kleinen Summen am Spiel beteiligte, war sie doppelt erfreut, denn wenn ein Mann am Spieltisch die Besinnung behielt, dann mußte er „gut und solide“ sein; sie wußte das von ihrem seligen Auzust her. —

Herr Weigel sprach mit Frau Mine niemals über den „Wohlthätigkeitsverein“, und sie war ihm im Stillen dankbar dafür. Er setzte, wenn er einmal Lust hatte, ein paar Mark, verlor und gewann, wie es sich traf, und benahm sich im Übrigen so diskret, wie man es von einem anständigen Manne verlangen konnte.

Nur eins hatte der Monteur in der guten Stube von Frau Mine bemerkt: Es ging dort an den Spielabenden nicht so unschuldig zu, wie Otto behauptet hatte. Man fing zwar mit kleinen Einsätzen an, aber bald wurden sie verdoppelt, verdre-

facht, ja verzehnfacht, und der Umsatz befestigt sich gewiß auf Tausende. — —

Es war am heiligen Abend vor Pfingsten. Auf den Tischen im „Telephon-August“ standen in hohen Gläsern düftig grüne Maien, in den Fenstern waren Kalmusstengel verteilt, der Fußboden war mit weißem Sand bestreut — es kam dadurch etwas Festliches, Feierliches in das Lokal.

Um diese Zeit — sechs Uhr Nachmittag — waren nur wenige Gäste im Lokal. Am runden Tische, dicht neben dem Eingang zur Destillation, spielten zwei Droschkenfutcher und ein pensionierter Fleischbeschauer Stat, und an einem Nebentisch saß ganz allein ein alter Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht und grauer Mähne, ein Bücher-Kolporteur, unter dem Namen „der fliegende Anton“ im Stadtviertel gut bekannt. Er hatte im „Vorwärts“ gelesen und bereits zwei Kognaks getrunken. Nur knobelte er mit sich selbst. Gewann er, so wollte er noch einen Kognak genehmigen, verlor er, so wollte er sich mit einem Kümmerl begnügen.

Frau Mine war in die „Markthalle“ gegangen, um Spargel zu kaufen, den Herr Weigel besonders gern aß; Otto saß hinter

dem Schänktisch und las in dem neuesten Werke, das der „fliegende Anton“ kolportierte: „Das Geheimnis von Tientsin oder der geraubte Zopf“.

„Max und Moritz mit Sechsen — gewonnen“, rief da plötzlich der „fliegende Anton“, „Otto, noch 'n Kognak.“

Inzwischen war Frau Mine mit dem Spargel aus der Markthalle zurückgekehrt, hatte dem Küchenmädchen die nötigen Instruktionen für die Zubereitung desselben gegeben und übernahm dann wieder die Leitung in der Destillation.

Der „fliegende Anton“ hatte noch einige Kognaks „gewonnen“, war etwas selig geworden und suchte einen hinzugekommenen hausierenden Bürstenhändler in die Geheimnisse des Zolltarifs einzuweißen.

Kurz vor sieben Uhr erschien auch Herr Weigel. Er hatte heute, am heiligen Abend, etwas früher Schicht gemacht, seine „Sonntagskluft“ angezogen und überreichte Frau Mine einen kleinen Strauß mit den Worten: „Auf frohe Pfingsten, Frau Mine.“

Diese dankte still erfreut und ließ Herrn Weigel, der sich ins Gastzimmer begeben hatte, durch Otto eine „Kiesen-

portion“, wie er es nannte, Spargel mit Schinken servieren.

Der Monteur ließ es sich wohlschmecken und griff dann zur Zeitung, um den Vergnügungsanzeiger für den ersten Feiertag zu studieren. Ab und zu sah er nach der Uhr.

Nach einer Viertelstunde etwa erschienen drei anständig gekleidete Herren, ließen sich von Otto die Billardbälle geben und begannen eine Regelpartie von dreihundert herunter.

Dann erschienen, zur stillen Freude Weigels, die Mitglieder des „Wohlthätigkeitsvereins“, diesmal in recht stattlicher Anzahl, verschwanden nach dem Korridor hin — und Otto übernahm seinen Putzdienst neben dem Gashahn.

Herr Weigel erhob sich, fragte einen der Billardspieler nach der Zeit und konstatierte zu seiner Freude, daß die Uhren „merkwürdigerweise“ dieselbe Zeit wiesen: zehn Minuten nach acht Uhr.

Dann begab er sich auf den Korridor, trat, nachdem man ihm auf das ihm bekannte Klopfzeichen geöffnet hatte, in das Spielzimmer und fing an zu pointieren. Man spielte zur Feier des Tages bereits

ziemlich hoch, auch Sekt gab es heute zu trinken.

Herr Weigel blickte wiederum nach der Uhr. Als sie genau halb neun zeigte, that er einen gellenden Pfiff, sprang an den Spieltisch heran und rief mit donnernder Stimme: „Im Namen des Gesetzes, Sie alle sind verhaftet! Hier meine Erkennungsmarke“.

Darauf allgemeines Entsetzen; einige stürzen zur Thür, aber die hatte Herr Weigel, der sich jetzt als der Kriminalbeamte Ahmann entpuppte, heimlich verschlossen und den Schlüssel abgezogen. Andere stürzen zum Fenster, um durch dieses zu fliehen. Aber auch das Fenster wollte sich nicht öffnen lassen, weil Herr Weigel heimlich einen Bohrer hineingetrieben hatte. —

Als der Pfiff Weigels ertönte, befand sich einer der drei Billardspieler, die ebenfalls Kriminalbeamte waren, „zufällig“ auf dem Korridor und versetzte Otto, der den Gashahn abdrehen wollte, einen solchen Stoß, daß er wie ein Schwärmer in die Korridorecke flog.

Dann öffnete Herr Weigel den drei Beamten auf ihr Klopfen die Thür zur

guten Stube, und nun wurden in aller Ruhe die Personalien der Spieler festgestellt und die Gelder beschlagnahmt.

Der ganze Vorfall hatte sich so verhältnismäßig ruhig abgespielt, daß Frau Mine nichts gemerkt hatte.

Der „fliegende Anton“ hatte soeben den zwölften Kognak „gewonnen“, als Otto, bleich wie der Tod, hereinkam und Frau Mine mit leisen Worten von dem Geschehenen berichtete. Sie sank erschöpft in ihren Stuhl zurück — ade Pfingstfreude, ade Herr Weigel!

Dieser hatte es vorgezogen, mit den drei Billardspielern durch die Hofthüre zu verschwinden; denselben Weg hatten auch die Mitglieder des Wohlthätigkeitsvereins genommen. — — —

Frau Wilhelmine Schulze kam, da es der erste „Fall“ war, mit einer empfindlichen Geldstrafe davon. Aber die Spielergeschichte, namentlich die „Untreue“ Weigels, hatten sie derart angegriffen, daß sie ihr Geschäft verkaufte und als Rentière nach Pankow zog, denn sie hatte es dazu.